

Monatschrift

für

Neue Litteratur und Kunst.

Aus Leben und Kunst.

Monatsrückschau von Dr. Paul Bornstein.

Revolutionen sind Naturereignisse, wie Gewitter. Wie komprimierter Dampf, wenn der Abzug versperert, schließlich die Ventile sprengen muß, so sprengt in der Revolution der geistige Inhalt der Nationen die politischen Formen, in die eine hinfällig gewordene, traditionelle Autorität ihn festgebannt hat. Revolutionen treten mit eiserner, unabänderlicher Notwendigkeit ein; sie stehen a priori jenseits von Gut und Böse, und nur einen Standpunkt giebt es ihnen gegenüber, den der objektiven, historischen Ursachenforschung. Nichts ist bezeichnender für die engherzige Kleinlichkeit der Kreise, die heut bei uns das Heft der Regierung in den Händen halten, nichts kennzeichnet trostloser die geistige Verfinsterung, in die das Land der Dichter und Denker versunken, als die schmachvollen Debatten, zu denen der deutsche Reichstag sich erniedrigte in jenen Tagen, da die Revolution des Jahres 1848 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Für das, was da an stupider Gehässigkeit seitens der Krautjunker und Miniaturexcellenzen am Regierungstisch geleistet wurde, giebt es nur eine Antwort: das Bebel'sche „Pfi Teufel, meine Herren!“ — Mußte diese Sippe wirklich noch die Toten im Grabe schänden, konnte nicht des Todes gewaltige und stumme Majestät die Schandmäuler verstummen machen? — Und mußte es ein Sozialdemokrat sein, der diesen in verblendeter Wut alles historischen Gefühls verlustig gegangenen Herren die Augen darüber öffnete, was eine Revolution im allgemeinen und diese im besonderen bedeute? Wahrlich, das „fremde Gesindel,“ das im Kampf für des Volkes Rechte fiel, es hatte ein Anrecht darauf, anders verteidigt zu werden, als von dieser Seite, anders als es von Herrn Bennigsen, dieser Molluskenseele, geschah. Wir schreien über die Krämerseele in England, wir schreien über das Frankreich des Dreyfusprozesses — wir haben zu schreien kein Recht mehr, wir sollten uns an die eigene Nase fassen. Was schert mich die Politik? Aber völkerpsychologisch mehr denn interessant ist der ungeheure Servilismus, der, alle Schichten der Gesellschaft durch-

Sie stehen auf in stummer Hast.
Schnell an die Pferde! — —
Der Führer und ein Pferd liegen im Grase.

Fort geht es über Thal und Hügel;
Und — sie sind sicher wohlgeleitet,
Denn mit dem ersten Reiter reitet
Und rauchgeschwärzt doch segnend breitet
Ein goldner Engel seine Flügel.

München.

Wilhelm von Schöb-



Arthur Rimbaud.

Von Dr. Arthur Eloesser.

Mit dem Anfang der achtziger Jahre begann Léon Vanier, der einsichtige Freund und Verleger der Décadenten, unter dem Titel „Les hommes d'aujourd'hui“, eine Reihe von Biographien bekannter und auch unbekannter Männer des Tages herauszugeben. Es waren fliegende Blätter mit sehr knappen, epigrammatisch gedungenen Lebensbeschreibungen, die durch höchst originelle Porträts in einfachster und billigster Ausführung ergänzt wurden. Diese sechshundert Nummern umfassende Sammlung, die sicherlich von späteren Kulturhistorikern als ein höchst interessantes Kuriosum geachtet werden wird, enthält als wertvollsten und heute schon der Zerstreuung entrissenen Beitrag einige zwanzig literarische Lebensbilder aus der Feder von Paul Verlaine, des großen Sünders und Dichters, des größten Lyrikers, den Frankreich je hervorgebracht hat. Die Porträts von Emile Cohl, von Coll-Dee und von Luc, die den Text begleiten, stehen nicht unwürdig neben diesen Charakteristiken, die mit wenigen tiefen Worten das Geheimnis eines Lebens entschleiern, die aber auch zuweilen, wie in einem ehrfurchtsvollen Schauer vor der leidenden Kreatur, das Tiefste an Schmerzen, Verzweiflung, Einsamkeit mit brüderlicher Schamhaftigkeit verhüllen. Diese Bilder sind Karikaturen mit der in französischen Wißblättern üblichen Vergrößerung der Köpfe, aber sie sprechen eine Psychologie von wahrhaft diabolischer Eindringlichkeit und aufrichtigster Rücksichtslosigkeit.

Da hockt auf einem Blatte Paul Verlaine selbst als grüner Laubfrosch, mit einer kurzen Sträflingsjacke dürftig bekleidet; auf der mächtigen Stirn

dieses Silenskopfes, unter der die Augen, wie vom Sonnenlichte schmerzvoll getroffen, ängstlich verglast herausstarren, erscheint in schattenhaften Buchstaben das Wort Anagke (Notwendigkeit), in seltsamer Übereinstimmung mit der unheimlichen Figur des Golem, die Achim von Arnims Phantasie in der „Isabella von Ägypten“ geschaffen hat. Die linke Hand des Dichters trägt ein aufgespießtes Herz, mit der rechten spielt er auf einer Lyra, deren Rahmen aus Mauersteinen zusammengesetzt ist; die Saiten, an denen die mageren Finger fragen, sind eiserne Gefängnisstäbe, „die Treppen und Sporen eines irrenden Dichters“, wie Verlaine selbst in der eigenen Lebensbeschreibung mit schelmischer Offenheit dem Leser zuflüstert.

Da sieht man, in ritterlicher Rüstung, mit einem wehenden Helmbusch über dem stolzen, graugelockten Haupte den Dichter Villiers de l'Isle-Adam, den die Décadenten als ihren Meister verehren, den genialen Spätling eines ruhmreichen, verarmten Geschlechts, der einst Napoleon III. um den Thron von Griechenland ersuchte, damit er in angemessener Stellung seine ritterlichen Schulden bezahlen könnte.

Doch als der wunderlichste in dieser Galerie von Karikaturen erscheint ein halbausgewachsener Junge mit breitem Kinderfragen und indiscret hervordringendem Hemdzipfel, der von Farbtöpfen umgeben, damit beschäftigt ist, ungeheure Buchstaben schwarz, weiß, rot und blau anzumalen. Es ist Arthur Rimbaud, der jugendliche Verfasser des berüchtigt gewordenen Sonnets von den Vokalen.

„A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.“

Dieses Sonnet, das eben ein jugendlicher Scherz war, bildete den willkommenen Angriffspunkt für die Gegner der Décadence, man spießte es auf die kritischen Federn und zeigte es sich lachend als die logische Konsequenz des symbolistischen Unsinnns. Der Autor, der die bête noire spielen mußte, wehrte sich dagegen nicht, er verschwand aus Paris, aus der Litteratur, vielleicht auch aus der Welt: man wußte es nicht. Die letzten Spuren seines Lebens verloren sich nach dem Orient, nach Arabien, Ägypten. Alle Verbindungen hatte er abgebrochen, er galt auch seinen nächsten Freunden als verschollen.

Paul Verlaine, mit dem ihn mehrere Jahre leidenschaftlicher Freundschaft und litterarischer Kameradschaftlichkeit verbanden, hat ihm in den „Poètes maudits“ ein Denkmal gesetzt. Zu den „verdammten Dichtern“ rechnet er die ganz Erfolglosen, Verkannten, die unter dem Unstern des Mißerfolges geboren, niemals ein begeistertes Echo erweckt und sich in der stolzen Einsamkeit ihrer künstlerischen Träume ihre eigene immer unzugänglicher werdende Welt gebaut haben. Aber die Veröffentlichung der wenigen noch erreichbaren Schätze Rimbauds macht ihm doch ein schlechtes Gewissen, da dieser Verschollene jede Spur seines Wirkens verlöschend sich freiwillig zu diesen Verkannten und Ver-

damnten geschlagen hat. Den Adler, der sich mit mächtigem Flügelschlage in unsichtbare Höhen erhob, hat er unter einer Etikette in einen literarischen Käfig gesperrt; er liebte die Freiheit mehr als das Gedächtnis und die Bewunderung der Menschen.

Wer war Rimbaud? Als Knabe ein Dichter von ungewöhnlicher Bedeutung, der mit siebzehn Jahren den staunenden Verlaine seinem Einfluß unterwerfen konnte mit seinem bizarren aber monumentalen, mit seinem gleich frechen und tiefen Talente, als Mann der Litteratur, den Freunden, dem Vaterlande, der alten Welt entfremdet, machte er sein Leben zu einer Odyssee, die in der Zeit der Erfüllung durch furchtbares Leiden und frühen Tod beendet wurde. Seine sagte einmal zu Hebbel, daß der Tod nie zu früh komme und das immer rechtzeitige, logische Resultat eines Lebens sei. Rimbauds Tod hat für den, der sein Leben kennt, etwas beleidigend unlogisches, er trifft einen Menschen in vollster Kraft, einen Mann mit einem unzerbrechlichen Willen, gerade da ihn dunkle von Not, Irrtum, Verbrechen umlauerte Pfade auf die Höhe des Erfolges und der Macht führen. Es lohnt sich den Irrfahrten dieses modernen Odysseus zu folgen, dessen Bild den lebenden Zeitgenossen flüchtig unfaßbar entwand, um jetzt, da ihn der Tod zur Ruhe gebracht hat, aus müßiger Legendenbildung und absichtlicher Entstellung in bewundernswerter Größe aufzuerstehen.“¹⁾)

Arthur Jean Rimbaud wurde am 20. Oktober 1854 zu Charleville in den Ardennen geboren. Sein Vater, Kapitän in einem französischen Linienregiment, eine unverträgliche Soldatennatur, lebte von der Familie getrennt, so daß die Erziehung der fünf Kinder der strengen, religiösen, sparsamen und höchst ehrenwerten Mutter zufiel, die halb Bäuerin, halb Kleinbürgerin, ihr auskömmliches Anwesen sorgfältig verwaltete. Der junge Rimbaud, der das Kolleg seiner Vaterstadt besuchte, versetzte Lehrer und Mitschüler durch eine außerordentlich früh entwickelte Begabung in fortgesetztes Staunen. Was die Schule ihm bieten konnte, hatte er sich bald angeeignet; sein von vornherein selbständiger Geschmack führte ihn zu den Werken der Parnassiens, die sich etwa in die geistige Stille seines heimatlichen Winkels verirren. „Nichts banales feimt in diesem Kopfe“, sagte der Leiter des Kollegs von ihm, „er wird ein Genius des Schlechten oder des Guten sein“.

Mit seinem sechzehnten Jahre beginnt Rimbaud seine Auflehnung, um sein ganzes Leben ein Empörter zu bleiben — gegen Schule, Familie, Vaterland, gegen jede Fessel der Gewohnheit und Überlieferung, ein „anarchiste par esprit“, wie ihn Stephan Mallarmé genannt hat. Am Tage nach der Kapitulation von Sedan flieht Rimbaud, nachdem er seine Schulbücher verkauft und noch einige Sonnette gereimt hat, nach Paris, wo gerade die

¹⁾ Palerne Berriehon, La Vie de Jean-Arthur Rimbaud. Paris Société du Mercure de France. 1898.

Republik proklamiert wird. Als blinder Passagier, der die Reise unter einer Bank versteckt mitgemacht hat, wird er auf dem Nordbahnhofe verhaftet und wegen Spionageverdachts in das Gefängnis von Mazas eingeliefert. Nach hartnäckigem, tagelangem Verweigern seiner Aussage giebt er sich endlich zu erkennen, und der entlaufene Schüler wird wieder seiner Familie zugeführt, deren gestrenges Oberhaupt ihn nicht gerade freundlich empfängt. Das veranlaßt ihn, ohne alle Mittel eine neue Flucht nach Charleroi zu unternehmen, wo er sich Aussicht auf eine Redaktionsstelle macht, die dem Knaben natürlich verweigert wird. Frierend, hungernd, obdachlos, mit erstarrten Fingern die herrlichsten Sonnette auf Papiersegen kitzelnd, durchirrt er Belgien und das östliche Frankreich, bis er von der Gendarmerie aufgegriffen und wieder nach Hause gebracht wird. Nach einem kurzen an Poesieen fruchtbaren Winteraufenthalte in Charleville finden wir ihn wieder nach Aufhebung der Belagerung als Flüchtling in Paris; dort völlig unbekannt, hilflos in der ausgefogenen Stadt und dem Verhungern nahe überwindet er seinen Stolz, so daß er freiwillig in die Heimat zurückkehrt. Die Nächte verbringt er im Chausseeegraben, Patrouillen von bairischen Alanen sausen an seinem Kopfe vorbei, er schleppt sich durch alle Fährnisse und Entbehrungen nach Hause mit dem selbstverständlichen Entschlusse, Sicherheit und Bequemlichkeit der Heimat bei der ersten Gelegenheit wieder aufzugeben.

In seinen späteren Bekenntnissen „Une Saison en Enfer“ hat Rimbaud den dämonischen Reiz dieses Landstreicherebens mit seiner rücksichtslosen von feinen moralischen Bedenken getrüben Offenheit geschildert; er ist ein männlicherer Verlaine, ein Mann der immer fertigen Entschlüsse, scheinbar ohne Überlegung und doch kein zielloser Bagabund, auch kein Abenteurer, der das Glück finden will, sondern ein zynischer Philosoph, der jedes Spiel des Lebens am eigenen Leibe erfahren will, er will mißachtet, mißhandelt sein, um allein zu bleiben, um seinen empörten Willen der Gesellschaft entgegenzusetzen; die Bewunderung des Knaben gilt dem unverbesserlichen Verbrecher, hinter dem sich immer wieder das Bagno schließt. Das ist keine unreihe Räuberromantik —, sein Leben hat bewiesen, daß er es in keiner europäischen Gesellschaft und nicht einmal in der schlechtesten aushalten konnte.

Von seiner letzten Zerstörung war er mit einem gewaltigen Gedichte „Das trunkenen Schiff“ heimgekommen, einer genialen Phantasie, in der er sein Schicksal symbolisiert, in der er sein ganzes Leben ahnend verkündet hat. Ein Freund, dem er es vorlas, schenkte ihm in der Begeisterung einen Louis — und Rimbaud war wieder in Paris, diesmal von Paul Verlaine erwartet, dem er einige von seinen Poesieen gesandt hatte, der einzige moderne Dichter, der ihn zu fesseln vermocht hatte. Dieser war nicht wenig erstaunt, als ein abgerissener sechzehnjähriger Knabe sich als den Verfasser des „Bateau ivre“ vorstellte. Der geniale Burische, der nicht gekommen war, Karriere zu machen und vor allem hier das Leben in seinen schlammigsten Tiefen aufsuchte; war

bald der Gegenstand allgemeiner Verwunderung; „Shakespeare-enfant“ nannte ihn Victor Hugo. Seine Wildheit, sein Trotz, dem wohl innere Schwüchternheit zu Grunde lag, wurden hier mehr als einmal von dem Tadel der anständigen und gut angezogenen Leute verwundet, aber sie mögen auch manchmal unter den mütterlichen Zärtlichkeiten besorgter Frauen dahingeschmolzen sein. Eine solche Situation hat er in einem seiner fecksten künstlerisch geradezu vollkommenen Gedichte „Les Chercheuses de Poux“ (Die Flohsucherinnen) geschildert. Man sieht zwei Frauen in schwesterlicher Liebe geschäftig um einen schmutzigen Knaben, ihre rosigen, schlanken, grausamen Finger mit silbernen Nägeln führen den Krieg in seinen verwirrten Haaren. Diese meisterhaft dargestellte niederländische Scene, die weit von allem Hohen in einer perversen Grazie dahinspielt, haucht in einem wollüstig zitternden Seufzer aus.

„Voilà que monte en lui le vin de la Paresse,
Sourire d'harmonica qui pourrait délirer;
L'enfant se sent, selon la lenteur des caresses,
Soudre et mourir sans cesse un désir de pleurer.“

Rimbaud wurde von Verlaine bei den Dichtern des Parnasses eingeführt, seine Gedichte wurden abgedruckt, sein Sonnet von den Vokalen erregte in litterarischen Kreisen Aufsehen, fast begann er, seßhaft zu werden, da mußte sein Patron, dem wegen der Teilnahme am Communeaufstande Verfolgungen drohten, Paris verlassen. Verlaine ging nach London, mit ihm Rimbaud. Ein merkwürdiges Paar, und eine merkwürdige Reise! Der fast vierzigjährige Poet und sein siebzehnjähriger ihm kongenitaler Freund, beide gleich in ihrer Verachtung der bürgerlichen Gesellschaft, in ihrem trotzig unabhängigen Ansehensdrange, in ihrer Gleichgültigkeit gegen äußeres Ansehen und Erfolg, beide mitten in Ausschweifungen die reifen Früchte ihrer Künstlerkraft sammelnd, Verlaine, der häßliche, aufgedunsene, von Lastern mitgenommen, geschwätzig, liebenswürdig, eine weibliche, hingebende Natur, — Rimbaud jung, elastisch, übermütig und melancholisch, mit stählernem Körper, an Willen ein Mann, ein verschleiertes Lächeln in grausamen blauen Augen, mit myrtisch sinnlichen Lippen. In „Une Saison en Enfer“ hat Rimbaud dieses leidenschaftliche Verhältnis geschildert, Verlaine als „die wahnsinnige Jungfrau“, sich selbst als „den höllischen Bräutigam“. „Zwei fröhliche Geipenster“ sieht man sie in Verlaines Gedicht „Laeti et errabundi“ durch die Cabarets tammeln, in der Misere schmausen sie von der öffentlichen Schande, man schreit Skandal, sie wissen nicht warum, vielleicht weil ihr Leben zu schön ist.

„En passant par les eaux-de-vie
Qu'on cite comme redoutables,
L'âme au septième ciel ravi,
Le corps, plus humble, sous les tables.“

Doch Verlaine unterliegt einer bourgeoisen Versuchung. Seine Frau, seine Mutter und Schwiegermutter rufen ihn von London nach Brüssel, da

der Haftbefehl gegen ihn aufgehoben ist. Verlaine läßt seinen Begleiter im tiefsten Elend zurück, um als Reumütiger sich mit den Frauen auszuöhnen. Aber in der moralischen Reinigung und Zerknirschung erwacht wieder die Sehnsucht nach dem Freunde, „dem Gott unter Halbgöttern“, der auch eines Tages in seinem Hotel erscheint, aber nur um mit Verlaines Hilfe, der ihn so treulos verleugnet, wieder nach Paris zu gelangen. In der Verzweiflung, ihn wieder zu verlieren, schießt Verlaine auf ihn, verwundet ihn am Arme und stürzt ihn weinend zu Füßen. — Rimbaud kehrt aus dem Hospital zurück, aber er kennt, wie immer nur einen Entschluß; Verlaine, der ohne ihn nicht leben kann, überfällt ihn wieder mit dem Revolver auf offener Straße. Diesmal kann der Skandal nicht wieder unterdrückt werden, im Gefängnis zu Mons büßt der Dichter zwei Jahre, während sein Freund noch nicht wiederhergestellt, des Landes verwiesen wird. Wieder wandert er zu Fuß nach Hause, an seiner Wunde und an den Folgen von Entbehrungen und Ausschweifungen leidend, vollendet er in fieberhafter Eile seine „Saison en Enfer“ für einen Brüsseler Verleger, um bald die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare wieder zu vernichten.

Mit diesem Schritte hat sich Rimbaud aus der Litteratur selbst verbannt, sie war ihm gleichgültig geworden. Er will das alte Europa verlassen, wie er es schon im „Trunkenen Schiff“ verkündet. Der Orient zieht ihn unwiderstehlich an, aber nicht als Poet will er dort schwärmen, er will sein Leben zur Poesie machen, er will handeln, entdecken, erobern. Dazu trifft er weit ausgreifende Vorbereitungen. Im Jahre 1874 finden wir ihn wieder in England, wo er Sprachstudien treibt, dann in Stuttgart, wo er in der Familie eines Arztes unterrichtet und zugleich deutsch lernt. Da findet ihn Verlaine auf, um seine Liebe bettelnd. Rimbaud schafft den kompromittierenden Gast mit Mühe aus dem Hause heraus, er begleitet ihn einige Stunden Weges, im Schwarzwald wird der größte französische Lyriker halbtot geschlagen aufgefunden. So endete ihre Freundschaft. Verlaine hat seinem Freunde diese Rache verziehen, aber nicht seinen Verrat an der Poesie und seine neuen „guten Manieren.“

Das alte Leben war für Rimbaud tot, jetzt beginnt ein erbitterter Kampf um den Orient. Von Stuttgart geht er mit schmalen Mitteln nach Brindisi, um sich dort einzuschiffen. Krankheit zwingt ihn, nach Frankreich zurückzukehren. In Marseille, wo er sich im Hafen durch Packträgerdienste ernährt, läßt er sich von den spanischen Carlisten anwerben, mit dem Handgelde geht er durch und erreicht seine Heimat. Im nächsten Jahre ist er nicht glücklicher. Mit einer Unterstützung der Mutter ausgerüstet reißt er nach Wien, wo ihm seine ganze Barschaft von Taschendieben abgenommen wird, als Bettler wird er über die deutsche Grenze geschafft, aus dem Reiche wird er wieder in die Heimat abgeschoben. Jetzt läßt er sich von den Holländern anwerben, faum in Java angekommen, desertiert er, irrt in den Urwäldern umher, wird endlich

von einem englischen Schiffe in Batavia aufgenommen. Da der Kapitän sich weigert, vor St. Helena zu ankern, stürzt er sich ins Meer, um Napoleons Gefängnis zu sehen, er wird wieder aufgefischt und kehrt nach Europa zurück. Dann einige Monate der Ruhe im mütterlichen Hause. Von seinen Strapazen wiederhergestellt, hat er trotz der dem Deserteur drohenden Todesstrafe die Unverschämtheit, in Holland für Niederländisch-Indien Werbungen zu treiben; mit dem errafften Gelde geht er nach Hamburg, um von dort auf irgend eine Weise nach Afrika zu gelangen. Allein seine Schätze sind bald verjubelt, als Sekretär des Cirkus Loiffet sehen wir ihn Kopenhagen und Stockholm, mit Hilfe des französischen Konsuls gewinnt er sein Vaterland wieder, um in der Heimat neue Orientpläne auszubrüten.

Wieder mit einer Unterstützung der Mutter versehen, kehrt er nach Hamburg zurück, endlich erhält er eine Anstellung in Alexandrien, dann in Cypern als Aufseher von Marmorbrüchen. Von dort geht er als Vertreter eines französischen Hauses nach Aden, dann nach Harrar, der Hauptstadt des Gallalandes an der Südgrenze Ägyptens, er kauft Kaffee, Parfüms, Gold und Elfenbein, er beginnt eine planmäßige kolonialisatorische Thätigkeit, indem er europäische Handwerkszeuge, Instrumente einführt und die Eingeborenen in ihrem Gebrauche unterweist. Diese verehren ihn wie eine gütige Vorsehung, so daß er in Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betreten hat, sicher und sorglos reisen kann. Seine ethnologischen und geographischen Berichte an die Geographische Gesellschaft in Paris beweisen, daß er nicht in rein kaufmännischen Interessen aufgeht. Ein französischer Forschungsreisender bewundert seine Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen, seine Fertigkeit, in ihren Sprachen zu reden, er bedauert, wieviel die Wissenschaft durch die Rimbaud aufgezwungene Erwerbsthätigkeit verliert. Dieser beginnt nun eine Reihe selbständiger Unternehmungen, aber die fortwährenden Kriege und Aufstände, die Engländer in Ägypten, die Italiener in Massauah, die Franzosen in Dbock machen ihm das Leben sauer. Da alles Kriegsmunition braucht, beginnt er mit Gewehren und Patronen zu handeln, Karawanen im großen Stile auszurüsten, König Menelik von Schoa, Ras Makonnen sind seine Abnehmer, in diesem ritterlichen Fürsten findet er sogar einen bewundernden Freund. Mit den später seit den italienischen Kolonialkriegen bekannt gewordenen Hg, Zimmermann, Eloy Pino unterhält er den Negus bei der Eroberung seines Kaiserreiches Äthiopien. Er wird zu einer verehrten Persönlichkeit, man kennt ihn zwischen Harrar, Entotto, Aduab als Spender, Wohltäter, Sklavenbefreier, von einem Nimbus der Großherzigkeit umgeben, den selbst die wilden Raubstämme respektieren. Sein Vermögen wächst, er sieht sich endlich nach jahrelanger atemloser Arbeit unter einem mörderischen Klima dem erstrebten Ziele nahe, als unabhängiger Beobachter die ganze Welt zu durchschweifen, „*parcourir le monde, qui, en somme, n'est pas si grand.*“ Da wird seiner Thätigkeit ein grausames Ende bereitet. Er wird von einem furchtbaren Sichtsfall niedergeworfen, eine Geschwulst

am Arme hindert ihn, sein Maultier zu besteigen, er läßt sich in einer Sänfte von sechzehn Negern nach der Somaliküste tragen, unfähig die geringste Bewegung zu machen, er schiffet sich von Zeilah nach Aden ein, wo er im Europäischen Hospitale vergeblich Heilung sucht.

Mit dem höchsten Widerstreben entschließt er sich zur Rückkehr nach Europa, in Marseille muß er sich das franke Bein amputieren lassen, er läßt sich in die Heimat überführen, geht wieder in das wärmere Klima Marseilles zurück, vergebens versucht er, sich mit Hilfe von Krücken und eines künstlichen Beines fortzubewegen, unter furchtbaren Schmerzen, von keinem Schlafe erquickt, fühlt er Glied für Glied an seinem Körper absterben, bis nur noch ein regloser Stumpf übrig bleibt und ein fieberndes Hirn, in dem sich die Sorgen um seine Unternehmungen, von den Betäubungsmitteln hervorgerufene Hallucinationen, farbenglühende Phantasieen des Orients im wilden Durcheinander jagen. Klage, Auflehnung, ohnmächtige Wut gegen das blöde Spiel des Schicksals. Endlich bricht auch dieser gewaltige Wille, seine Schwester, die treue Pflegerin der letzten Tage, wird zur Zeugin seiner Resignation und seines in Todesschauern wieder erwachenden Glaubens. Er bedenkt seine Getreuen in Harrar, er läßt für sich beten und murmelt unaufhörlich: Allah Kerim! Allah Kerim!"

In seinen Phantasieen durchlebt er noch einmal seine schmerzvolle Vergangenheit, in wunderbaren Visionen sieht er Säulen von Amethyst, marmorne Engel, erotische Landschaften von ungefehener Schönheit. In seinen „Muminations“ hat die Schwester später die heraufschendenden Farben und Töne dieser Traumwelt wiedererkannt. Jenseits der Grenzen des Bewußtseins hat der Dichter sich wiedergefunden. Am 10. November 1891 starb Arthur Rimbaud im Alter von 37 Jahren, seine Leiche ruht in der Heimat, im Kirchhof zu Charleville.

Rimbaud ist der einzige französische Lyriker, der sich neben den Meister Verlaine stellen darf, aber er ist aus härterem Holze. Seine Gedichte haben eine göttliche Frechheit, einen angeborenen Cynismus, eine hinreißende Kraft, die sich doch niemals ausstellt, eine großartige Geste, die nie zur Pose wird. Wenn er die niedrigsten Stoffe aufgreift, wenn er die frechsten Situationen darstellt, er bleibt immer ein Dichter von angeborenem Adel, ein Künstler von höchster Besonnenheit. Im Gegensatz zu den symbolistischen Décadents ist er ganz Klarheit, Präzision, Einfachheit, er verschwimmt nicht in Sensationen, er taumelt nicht zwischen Symbolen, klar und fest schreiten seine Gedanken, die von ihm heilig verehrte Form ist das eiserne Band, das ihre Überfülle bündigt und ihre Maßlosigkeit auf den einfachsten, stärksten, sinnlichsten Ausdruck zwingt. Seine Jugend war ein Wunder künstlerischer Reife und Unabhängigkeit.

Aber noch wunderbarer war das Schweigen, in das er sich nach ersten Erfolgen hüllte, die ungehenschte Gleichgültigkeit gegen seinen litterarischen

Auf. Die Veröffentlichungen, die Verlaine über ihn machte, waren ihm widerwärtig. Und dieser hatte, was er selbst wohl fühlte, auch keine innere Berechtigung, den Flüchtling zu den verkannten und verdamnten Dichtern zu gesellen. Rimbaud, der Mann, wollte nicht Poet sein. Als er so frühzeitig Europas müde wurde, begnügte er sich nicht wie andere, seine Phantasie in exotische Fernen zu schicken, er verlor sich nicht aus der rauhen Gegenwart in mystisch-überfinnliche Schwärmerei, eine Konquistadorennatur wollte er die schönere Welt, die ihn lockte, erobern, und da sein Wille zur Macht in den geordneten Verhältnissen der Civilisation keinen Raum fand, so ging er in Barbarenländer, wo er das Leben im täglichen Kampfe mit Not und Gefahr behaupten mußte. So hat er im „Bateau ivre“ sein Schicksal vor sich gesehen, ein Schiff in trunkenen Lust von den Wellen geworfen, über sich zuckende Blitze, unter sich die fräßbereiten Räuber des Meeres, an den Ufern blutigierig lauernde Feinde — so hat er die Wollust des Lebens empfunden und so ist er zu Grunde gegangen.



Ein Ballgespräch.

Von Helena Nyblom.

Autorisierte Übersetzung a. d. Schwedischen von Francis Maro.

„Sage, daß du es nicht meinst! — Nicht wahr, du meinst es nicht?“

Er sah sie mit seinen großen, grauen Augen gespannt an. Es waren ein paar gefährliche Augen, graublau, mit schwarzen Wimpern, ein paar Augen, die so viel Schmerz ausdrücken und so flehentlich bitten konnten.

Sie senkte die ihren vor diesem Blick, aber sie sagte nichts und bewegte sich nicht.

Er legte die Hand auf ihren Arm und drückte ihn hart, aber es war, als hätte er eine leblose Sache berührt, denn nicht die mindeste Bewegung, weder Entgegenkommen, noch Unwillen, erwiderte seinen heftigen Druck. Der weiße Arm lag so still und fühllos auf dem gelben Seidenkleide, als wäre er in Marmor gehauen.

„Du meinst es nicht,“ sagte er wieder. „Du kannst es nicht selbst sein, die mir hier deutlich und klar gesagt hat, daß es vorbei ist mit deiner Liebe.“

Sie hob die Lider und sah ihn ruhig an.